



STEFAN HEYM, 1913 in Chemnitz geboren, floh vor der Nazidiktatur nach Amerika, verließ das Land in der McCarthy-Ära und lebte von 1952 an in der DDR. Seine Kritik an den dort herrschenden Verhältnissen machte ihn zur Symbolfigur. 1994 eröffnete er mit einem engagierten Plädoyer für Toleranz als Alterspräsident den Deutschen Bundestag. Heym starb 2001. »5 Tage im Juni« befasst sich mit dem Arbeiteraufstand 1953 in der DDR und zählt zu seinen bekanntesten Werken.

Stefan Heym in der Presse:

»Ein aufregendes, wichtiges und unbequemes Buch.«
Süddeutsche Zeitung

»Jede Person, mit der ich gesprochen habe, wusste mindestens ein Buch von Heym zu nennen, das ihr Leben beeinflusst hat. Und das ist wohl das größte Kompliment, das man einem Schriftsteller machen kann.«
Klaus Schlesinger

»Heym war die bekannteste Unperson der DDR.«
BZ

»Stefan Heym ist neben Franz Fühmann so etwas wie ein Maßstab für unsere vater- und vaterlandslose Generation geworden.«
Klaus Schlesinger

Außerdem von Stefan Heym lieferbar:

Ahasver
Nachruf
Schwarzenberg

Besuchen Sie uns auf www.penguin-verlag.de und Facebook.

Stefan Heym

5 Tage im Juni

Roman



PENGUIN VERLAG

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese
nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt
der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967



PENGUIN VERLAG

PENGUIN und das Penguin Logo sind Markenzeichen
von Penguin Books Limited und werden
hier unter Lizenz benutzt.

1. Auflage 2019

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 1974

by C. Bertelsmann

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Umschlag: Hafen Werbeagentur, Hamburg

Umschlagmotiv: © Hafen Werbeagentur, Hamburg

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-328-10428-5

www.penguin-verlag.de



Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

*Aus dem Statut der Sozialistischen Einheitspartei
Deutschlands, angenommen auf deren IV. Parteitag im
April 1954, Unterabschnitt »Die Parteimitglieder, ihre
Pflichten und Rechte«, Absatz 2 (b)*

Das Parteimitglied ist verpflichtet: ...die Selbstkritik und Kritik von unten zu entwickeln, furchtlos Mängel in der Arbeit aufzudecken und sich für ihre Beseitigung einzusetzen; gegen Schönfärberei und die Neigung, sich an Erfolgen in der Arbeit zu berauschen, gegen jeden Versuch, die Kritik zu unterdrücken und sie durch Beschönigung und Lobhudelei zu ersetzen, anzukämpfen...

Vorspiel

sagte Banggartz: »Entweder du hältst dich an die Parteibeschlüsse, Genosse Witte, oder du ziehst die Konsequenzen. So einfach ist das.«

Witte hatte Verständnis für seinen Parteisekretär. Banggartz glaubte an das, was er sagte; nur war das, was Banggartz sagte, zu oft das, was er zu glauben wünschte.

»Tut mir leid, Genosse Banggartz«, erwiderte er, »aber für mich ist es nicht so einfach.«

Banggartz zog ein paar Blätter aus seiner Mappe. Witte erkannte den Bericht, den er selber geschrieben und an den Genossen Dreesen gesandt hatte. Daß der Bericht in irgendeiner Form auf Banggartz' Tisch landen dürfte, hätte er eigentlich voraussehen können. Und daß zusammen mit der Frage: Bitte, was sagst du dazu? die Anweisung an Banggartz ergehen würde: Kläre die Angelegenheit.

Dr. Rottluff schaltete sich ein. »Natürlich kann jede Frage Anlaß zu Meinungsverschiedenheiten geben. Auch die der Normerhöhungen.« Er säuberte seine Brille und schob sie zurück unter die dünnen grauen Augenbrauen. »Wir alle kennen doch die Schwierigkeiten. Es macht mir kein Vergnügen, sagen zu müssen, daß wir kaum die Kosten decken. Da hätten die früheren Eigentümer ganz andere Maßnahmen ergriffen. Wir müssen die Arbeitsproduktivität steigern. Nicht nur hier bei VEB Merkur. Überall.«

»Selbstverständlich«, nickte Witte.

Er brauchte nicht überzeugt zu werden, auch nicht von Dr. Rottluff, der sich, was ihm anzurechnen war, nach 1945 zu den neuen Eigentümern, den Arbeitern, bekannt hatte und nun Werkleiter war.

»Die zehn Prozent Normerhöhung lassen sich verkraften«, sagte Dr. Rottluff. »Es gibt Leute bei uns, die schaffen hundertfünfzig, hundertsechzig Prozent ihrer Norm.«

»Und es gibt andere«, sagte Witte.

»Das Ganze ist eine Frage der politischen und ideologischen Er-

ziehung.« Banggartz hob die Stimme. »Wir, die Partei, sind die Triebkraft, der Vortrupp der Massen. Willst du, daß wir hinterherhinken, es uns leichtmachen, Auseinandersetzungen vermeiden?«

»Ich will«, erwiderte Witte, »daß wir differenzieren zwischen denen, die ihre Norm erhöhen können, und denen, die es nicht können, weil die Voraussetzungen dafür nicht vorhanden sind. Ich will, daß wir nicht anordnen, sondern überzeugen. Ich will, daß wir zumindest die einflußreichsten Arbeiter im Betrieb für die Sache gewinnen, statt alle gegen uns aufzubringen.«

»Du hältst die Weisungen von Partei und Regierung also für falsch?«

»Ein Hennecke, der unter ganz speziellen Bedingungen das Drei- oder Vierfache seiner Norm erfüllt, macht noch keinen Frühling. Vielleicht überschätzen wir den Bewußtseinsstand der Arbeiter.«

»Ich habe dir eine konkrete Frage gestellt, Genosse Witte. Wie stehst du dazu, und wo stehst du?«

Die Worte hingen in der stickigen Luft.

Witte sagte: »Wenn du dich erinnern möchtest – vor wenigen Tagen erst haben Partei und Regierung eine ganze Anzahl von Maßnahmen für überspitzt erklärt und zurückgenommen und einen neuen Kurs verkündet.«

»Und jetzt willst du auf der ganzen Linie zum Rückzug blasen, ja?« Banggartz lehnte sich herausfordernd über den Schreibtisch. »Von einer Rücknahme der Normerhöhungen war nirgendwo die Rede.«

»Rückzug... Ich sage euch, diese Normerhöhung läßt sich nicht auf dem Verwaltungsweg machen. *Das* führt zum Rückzug, wenn nicht sogar zu einer Niederlage.«

»Zur Niederlage führen deine ewigen Zweifel. Zur Niederlage führt, wenn einer zurückweicht, wo die Partei Härte von ihm verlangt.«

Witte stand auf. Durch das offene Fenster hindurch sah er die schmutzgraue Mauer der gegenüberliegenden Werkhalle, von der der Putz abbröckelte. Unten auf der Werkstraße lachten Arbeiterinnen. Sein ganzes Leben lang hatte die Partei Härte von ihm verlangt. Und er war hart gewesen, sich, seiner Frau, allen gegenüber. Er war

auch jetzt hart: wie leicht wäre es, sich mit einem kleinen Kompromiß seine Ruhe zu verschaffen.

»Du bist doch selber in die Werkhallen gegangen« – Dr. Rottluff mühte sich wirklich – »zu den Arbeitern und hast ihre Selbstverpflichtungen zurückgebracht, sehr schöne darunter, mit mehr noch als zehn Prozent Normerhöhung!«

»Ich habe auf die Leute eingeredet wie auf störrische Esel«, sagte Witte vom Fenster her, »bis sie unterschrieben haben, schon um mich loszuwerden. Dabei ist mir klar geworden, daß es so nicht geht. Ich habe darüber in der Parteileitung gesprochen. Und dann habe ich meinen Bericht geschrieben.«

Banggartz erregte sich. »Dein Bericht gibt ein völlig falsches Bild, von unserer Parteiarbeit, von den Kollegen im Betrieb, im Grunde von unserer Arbeiterklasse überhaupt. Und wer ihn liest, der merkt, was du eigentlich willst: die Mängel *deiner* politischen Arbeit verdecken.«

»Mein Bericht schildert die Lage, wie sie ist, weiter nichts.«

»Wem nützt du denn, Genosse Witte? Ein Mann mit deiner Bildung und deiner Parteierfahrung! Du hast dir doch schon genug Schwierigkeiten gemacht in der Vergangenheit.«

»Du kennst meine Kaderakte besser als ich.«

Banggartz verzog keine Miene.

»Dann wirst du auch wissen, Genosse Banggartz, daß ich nicht in der Partei bin, um Karriere zu machen.«

Dr. Rottluff musterte einen Riß im Fußbodenbelag.

»Ich frage dich«, sagte Banggartz heiser, »wirst du die Normerhöhung unsern Arbeitern gegenüber vertreten oder nicht?«

Witte spürte den plötzlichen Schmerz in der Hüfte, der sich einstellte, wenn etwas an seinen Nerven zerrte: die Frage hatte ihn schon beschäftigt, bevor er dem Genossen Dreesen seinen Bericht übergab.

»Nun?«

Witte ging langsam zu Banggartz' Schreibtisch zurück. »Die Normen müssen erhöht werden, Genosse Banggartz. Normen sind erhöht worden, seit der erste Neuerer unter den Höhlenmenschen einen Stein an ein Stockende band und sich das erste Werkzeug schuf.«

»Dein Höhlenmensch kann mir gestohlen bleiben!« Banggartz zügelte sich. »Mir genügt, was das Politbüro beschließt. Aber ich bin dir dankbar, daß du uns endlich zustimmst und –«

»Nur können die Normen nicht zu dieser Zeit und nicht auf die jetzt vorgesehene Weise erhöht werden.«

Banggartz' Stirnader trat hervor. »Eigentlich hatte ich vor, dich zu bitten, morgen auf dem Betriebsausflug die Rede zu halten und dabei die Notwendigkeit der Normerhöhung zu betonen. Aber das wird wohl nun nicht möglich sein.«

»Kaum«, sagte Witte.

»Der Vorsitzende der Betriebsgewerkschaftsleitung, der sich gegen die Parteibeschlüsse stellt: vielleicht solltest du dir überlegen, Genosse Witte, ob du noch der Mann für deine Funktion bist.«

»In meiner Funktion kann ich verhindern helfen, daß die Fehler in der Normfrage zu schlimmen Folgen im Betrieb führen.«

»Ob du in deiner Funktion bleibst, entscheidest nicht du.«

»Das entscheidet die Partei«, bestätigte Witte. »Und die Gewerkschaft.«

Banggartz lächelte. »Machst du dir etwa Illusionen, wie diese Entscheidungen ausfallen werden?«

Witte blickte ihn an. »Die Partei besteht nicht nur aus Wilhelm Banggartz.«

»Muß denn das sein?« sagte Dr. Rottluff gequält. »Können wir uns nicht einigen?«

Witte erhob sich. »Darf ich dich bitten, Genosse Banggartz, mir meinen Bericht zurückzugeben?«

»Den muß ich behalten.« Banggartz legte die Blätter in sein Schubfach. »Den werden wir noch brauchen.«

*Aus dem Beschluß des Ministerrates der Deutschen
Demokratischen Republik vom 28. Mai 1953 über die
Erhöhung der Arbeitsnormen*

Der von der II. Parteikonferenz der Sozialistischen Einheitspartei gefaßte und von der gesamten werktätigen Bevölkerung begrüßte Beschluß zur Schaffung der Grundlagen für den Aufbau des Sozialismus in der Deutschen Demokratischen Republik erfordert die Stärkung der sozialistischen Industrie... Ein großer Teil der Arbeiterschaft hat erkannt, daß die gegenwärtigen Normen größtenteils den Fortschritt hemmen. In vielen Betrieben sind deshalb die Arbeiter dazu übergegangen, ihre Normen freiwillig zu erhöhen... Die Regierung der Deutschen Demokratischen Republik kommt gleichzeitig dem Wunsche der Arbeiter, die Normen generell zu überprüfen und zu erhöhen, nach... Die Regierung der Deutschen Demokratischen Republik hält dazu für erforderlich, daß die Minister, Staatssekretäre sowie Werkleiter alle erforderlichen Maßnahmen zur Überprüfung der Arbeitsnormen durchführen. Das Ziel dieser Maßnahmen ist, die Arbeitsnormen mit den Erfordernissen der Steigerung der Arbeitsproduktivität und der Senkung der Selbstkosten in Übereinstimmung zu bringen und zunächst eine Erhöhung der für die Produktion entscheidenden Arbeitsnormen um mindestens 10% bis zum 30. Juni 1953 sicherzustellen... Die zuständigen Ministerien und Staatssekretariate haben für jeden Betrieb Kennziffern für die Erhöhung der Arbeitsnormen festzulegen... Die neuen erhöhten Arbeitsnormen sind entsprechend den Ergebnissen der Überprüfung der Arbeitsnormen so festzusetzen, daß in jedem Betrieb die festgelegten Kennziffern mindestens erreicht werden... Alle erhöhten Arbeitsnormen sind durch den Werkdirektor unterschriftlich zu bestätigen, vor ihrer Einführung bekanntzugeben und für alle Arbeiter verbindlich zu erklären...

*Aus dem Kommuniqué des Politbüros des Zentralkomitees
der SED vom 9. Juni 1953*

Das Politbüro des Zentralkomitees der SED hat in seiner Sitzung vom 9. Juni 1953 beschlossen, der Regierung der Deutschen Demokratischen Republik die Durchführung einer Reihe von Maßnahmen zu empfehlen... Das Politbüro des ZK der SED ging davon aus, daß seitens der SED und der Regierung der DDR in der Vergangenheit eine Reihe von Fehlern begangen wurden, die ihren Ausdruck in Verordnungen und Anordnungen gefunden haben, wie z. B. der Verordnung über die Neuregelung der Lebensmittelkarterversorgung, über die Übernahme devastierter landwirtschaftlicher Betriebe, in außerordentlichen Maßnahmen der Erfassung, in verschärften Methoden der Steuererhebung usw. Die Interessen solcher Bevölkerungsteile wie der Einzelbauern, der Einzelhändler, der Handwerker, der Intelligenz wurden vernachlässigt...

*Aus dem Kommuniqué über die Sitzung des Ministerrats
der DDR vom 11. Juni 1953*

Der Ministerrat hat in seiner Sitzung vom 11. Juni 1953 eine Anzahl von Maßnahmen beschlossen, durch welche die auf den verschiedensten Gebieten begangenen Fehler der Regierung und der staatlichen Verwaltungsorgane korrigiert werden...

Ereignisse

Sonnabend, 13. Juni 1953

19.00 Uhr

lag Witte auf seinem Bett, halbnackt, das Kissen zerknüllt von seinen ruhelosen Kopfbewegungen. Der Wind, der gegen Abend aufgekommen war, hatte keine Abkühlung gebracht. Der Wind trug den Staub von den Ruinen an der Straße durch das offene Fenster herein, dazu die Straßengeräusche – ein Wochenendsäufer, der aus einer Kneipe grölte, ein paar Weiber, die von Balkon zu Balkon schnatterten.

Möglich, daß er ein Verfahren bekam. Aus Bangartz' Andeutungen sprach schon die Anklage: Mißachtung von Parteibeschlüssen, Verstoß gegen die Parteidisziplin, Mangel an Vertrauen zur Parteiführung. Und dann würde alles wieder aufgebrüht werden – der leidige Fall Kasischke, der zu einem Fall Witte hochgespielt worden war; seine Bekanntschaft mit Genossen, die aus schwer ersichtlichen Gründen in Verruf geraten waren; bis zurück in die Zeit noch vor Hitler, ins Jahr 1932, wo er sich, seine Jugendsünde, geweigert hatte, Seite an Seite mit den Faschisten Streikposten zu beziehen gegen die sozialdemokratischen Verkehrsarbeiter. Nein, das würden sie wohl doch übergehen; der Verkehrstreik war inzwischen stillschweigend als Fehler anerkannt worden.

Er entschloß sich aufzustehen. Ein sehr müdes Gesicht, Schatten unter den Augen, starrte ihm aus dem Spiegel entgegen. Die Stunden, die er wach gelegen, hatten einen stumpfen Schmerz im Kopf hinterlassen; er preßte die Fingerspitzen gegen den Schädel; dann strich er sich durch das Haar, das an den Schläfen schon grau wurde. Einundvierzig erst, dachte er; aber da waren Jahre gewesen, die für zehn zählten.

Er rasierte sich, obwohl er keine Pläne für den Abend hatte. Die Wand zum Nebenzimmer war dünn; dort wurde ein Kommoden-

fach aufgezogen und wieder zugeschoben. Er hörte die Schritte der jungen Frau. Anna hieß sie und war die Schwiegertochter der Frau Hofer, bei der er zur Untermiete wohnte. Manchmal, heute zum Beispiel, war es ihm tröstlich, daß ein anderes menschliches Wesen in der Nähe existierte – hustete oder gähnte oder einen Pantoffel zu Boden fallen ließ.

Natürlich konnte er sich aufmachen und zu Greta gehen. Greta würde überrascht sein, sehr zurückhaltend, würde ihn aber auffordern einzutreten, in die Wohnung, wo es nach Essen roch und nach frischer Wäsche. Die Kinder würden sich freuen, besonders die Kleine, Claudia, die so nach Zärtlichkeit hungerte; der Junge zeigte seine Gefühle weniger, aber auch der hing schon, mehr als gut war, an ihm; arme Kerlchen, beide, der Vater vermißt irgendwo bei Witebsk und die Mutter auf Arbeit bei VEB Merkur. Man würde vom Betrieb sprechen, von den Dingen des täglichen Lebens, vielleicht auch von der Partei, und das Persönliche sorgfältig vermeiden. Greta hatte nie Ansprüche gestellt, nie von einer gemeinsamen Zukunft gesprochen; dennoch wuchs ihm die Sache über den Kopf; plötzlich war da eine Verantwortung: eine gute Frau und Genossin, warmherzig und verständnisvoll, sie verdiente einen guten Mann.

Witte wusch sich die Reste des Rasierschaums vom Gesicht. Einmal, die Aussprache hatte schon stattgefunden, sagte sie ihm: Teil doch wenigstens deine Sorgen mit mir. Aber wie viele Erklärungen würden nötig sein, ihr begreiflich zu machen, was da zwischen ihm und Bangartz stand. Und warum in Gretas so kürzlich erst ausgerichtete politische Welt neue Unsicherheit bringen? Außerdem würde er sie ja auf dem Betriebsausflug morgen sehen; sehen müssen.

Der Alkohol prickelte auf der Gesichtshaut. Die Hosen mußten mal gebügelt werden, dachte er. Auf dem Weg zur Küche, sich seinen Tee zu brühen, wäre er fast mit der jungen Frau zusammengestoßen. »Entschuldigen Sie«, sagte er. Er wußte nicht, sollte er an ihr vorbeigehen oder noch ein paar Worte mit ihr sprechen – da lebt man Wand an Wand mit Menschen und redet kaum je mit ihnen, vielleicht war es nicht richtig.

Sie lachte: ein angenehmes Lachen. »Die Birne im Korridor ist ka-

putt«, sagte sie, »meine Schwiegermutter spart überall.« Was ihm in Erinnerung rief, daß sie verheiratet war; allerdings hatte er den Mann noch nie zu Gesicht bekommen.

Seine Augen hatten sich dem Halbdunkel angepaßt. Er konnte erkennen, daß sie die Teedose in seiner Hand und den Teller mit Butter und Brot und Wurst betrachtete.

»Mein Abendbrot«, erläuterte er.

Sie öffnete ihm die Küchentür. Er ging zum Herd und setzte Wasser auf. Sie blieb in der Tür stehen, unschlüssig.

»Haben Sie schon gegessen?« fragte er.

Sie nickte.

»Kann ich Sie zu einer Tasse Tee einladen?«

Sie trat in die Küche. »Soll ich Ihnen nicht helfen?«

»Großer Gott, nein, danke schön.« Er sah die Härchen, die sich an ihrem Nackenansatz kräuselten. »Ich habe sieben Jahre allein gelebt und habe gelernt, wie man Wasser kocht.«

Er holte Geschirr aus dem Küchenschrank, deckte den Tisch für sie beide, sprach vom Wetter, von einem Konzert, das er besucht hatte, leider habe er zu wenig Zeit für derlei Dinge, liebte sie auch Musik, ja, welche, moderne, klassische, und Theater? – was man so redet, bis der Tee gezogen hat.

Dann goß er ein. »Stark genug?«

Sie kostete, nickte.

Vom Wohnzimmer her die nörgelnde Stimme der Witwe Hofer: »Anna – was treibst du da in der Küche?«

Ihr Lächeln erstarb. »Ich trinke Tee.«

Die Witwe kam hereingeschlurft, verquollenes Gesicht, papierne Lockenwickler.

»Guten Abend, Frau Hofer«, grüßte Witte.

»Guten Abend«, erwiderte die Witwe. Und zu der jungen Frau: »Ich dachte, du wolltest spaziergehen!«

»Ich habe mir erlaubt, Ihre Schwiegertochter zum Tee zu bitten«, erklärte Witte.

Die Witwe warf ihm einen scheelen Blick zu. »Sie kriegt bei mir genug zu essen.«

»Ich arbeite, und ich zahle für mein Essen!« Anna war aufgesprungen.

»Das nennst du Arbeit, was du da in deinem HO-Laden machst?« Die Witwe wandte sich an Witte. »Die arbeiten ja heute nicht mehr. Früher, da war das anders.« Und wieder zu Anna: »Aber wenn der Heinz zurückkommt, wird er dir schon die Meinung sagen, und nicht nur zu dem Punkt!«

Sie preßte die Lippen zusammen, ein Schlußstrich, und zog sich zurück, wobei sie etwas über Untermieter murmelte, die einem aufgezwungen wurden; dann warf sie die Tür hinter sich zu.

»Entschuldigen Sie«, sagte Anna. »Eine alte, unzufriedene Frau.«

»Setzen Sie sich doch wieder.« Witte bot ihr Brot an und Butter. »Wir wollen uns nicht den Appetit verderben lassen.«

Sie trank nur Tee.

»Wo ist Ihr Mann eigentlich?« fragte er, seine Scheibe Brot bestreichend.

Sie zögerte. »Ich weiß es nicht.«

»Drüben?«

»Ich weiß es wirklich nicht.«

»Weiß *sie*?«

»Ich vermute. Aber sie sagt es mir nicht.«

»Jedenfalls vertritt sie seine Interessen.«

»Ich glaube, ich muß jetzt gehen.«

»Ich war wohl sehr ungeschickt.« Er blickte sie an. »Ich möchte nicht den Eindruck erwecken, als mischte ich mich in Ihre Angelegenheiten.«

Sie hatte eine Stirn, die zu hoch war für den Rest ihres Gesichts, und viel zu große dunkelbraune Augen, und weiche volle Lippen, und ein kleines Kinn, wohlgerundet. Sonderbare Proportionen, dachte er, ein Gesicht, das einen nur schwer wieder losließ.

»Schönen Dank für den Tee«, sagte sie.

»Sie haben ja nicht mal ausgetrunken.«

»Vielleicht sollte ich Ihnen doch helfen.« Sie wartete keine Antwort ab, sondern stellte Teller und Tassen aufeinander und trug sie zum Abwaschbecken.

Schließlich wuschen sie beide das Geschirr, trockneten es, stellten es in den Schrank. Von dem dumpfen Druck in seinem Kopf war nichts geblieben, nur war ihm die Zunge auf einmal wie ausgetrocknet, und er befürchtete, seine Stimme könnte heiser klingen.

»Und was jetzt«, sagte er, tatsächlich heiser, »nachdem wir uns gemeinsam häuslich betätigt haben?«

Sie hängte das Geschirrtuch an den Haken.

»Wollen wir auch gemeinsam spazierengehen?«

»Eine Weile wird es wohl noch hell sein«, sagte sie.

An der Wohnungstür trafen sie sich und gingen nebeneinander die Treppen hinunter. Er bemühte sich, sie nicht merken zu lassen, daß ihm sein Bein wieder zu schaffen machte. Er haßte es, mit Rücksicht behandelt zu werden, konnte aber nicht verhindern, daß sie ihren Schritt verlangsamte.

»Das Gelände müßte auch endlich in Ordnung gebracht werden«, bemerkte er. »Das ganze Haus verfällt und verfault.«

»Der Krieg...«, sagte sie gleichmütig.

»Man kann nicht alles auf den Krieg schieben«, widersprach er.

»Sehr vieles liegt an uns selber!« Und dachte: was predige ich schon wieder.

Dann war ein Hof zu überqueren, vorbei an den Teppichstangen und den Aschkästen, aus denen es roch. Ein Torweg führte unter den Resten des Vorderhauses hindurch; auf den Trümmern wuchsen Sträucher und sogar eine junge Birke.

Ihre Hand legte sich leicht auf seinen Ellbogen. »Ihr Bein«, sagte sie. »Sie waren verwundet?«

Er sah den Karren vor sich, mit Steinen beladen, der sich den ausgemergelten Händen entriß und auf ihn zugerollt kam, im Lager Mauthausen. »Nein«, sagte er, »gebrochen. Der Knochen ist schlecht verheilt, sagen die Ärzte.«

Nach einer Weile fragte sie: »Warum leben Sie so allein?«

»Meine Frau ist gestorben«, sagte er, schroffer als beabsichtigt. Greta erwähnte er nicht.

»Waren Sie lange verheiratet?«

»Wenn Sie meinen: habe ich lange mit ihr gelebt? – nein. Das hat der Hitler verhindert. Und dann, als wir wieder zusammen waren und als das Leben endlich besser zu werden versprach, da ist sie gestorben.«

Anna schwieg. Er betrachtete sie von der Seite her. Ihre Brüste hoben sich unter der Bluse ab.

»Ich möchte lieber von Ihnen hören«, sagte er.

»Was ich da zu berichten hätte, würde Ihnen kaum gefallen.«

»Weshalb?«

»Ich vermute, Sie beurteilen die Menschen – eben anders...«

»Ach so...« Er verstand. »Das ist nun leider eine der Freuden unseres Lebens. Zuerst dachte ich, ich würde es nicht aushalten, immer wieder mit Menschen zu tun zu haben, die mich gestern mit Handkuß umgebracht hätten und mich morgen mit ebensolchem Vergnügen umbringen würden, wenn sie nur könnten. Aber man gewöhnt sich.«

»Ich – ich gehöre nicht zu der Sorte.«

»Sie dürfen mir Ihre Hand ruhig wieder auf den Arm legen«, sagte er. »Es ist mir nicht unangenehm.«

Sie lachte verlegen. »Aber daran geglaubt habe ich auch«, gestand sie dann. »Es gab ja nichts anderes. Wie sollten wir's denn besser gewußt haben?«

»Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen.«

»Nein?« Sie überlegte. »Ich befürchte, Menschen wie Sie sind eine einzige Anklage.«

Er verzog das Gesicht. »Wahrscheinlich wäre es für den inneren Komfort einer ganzen Anzahl von Zeitgenossen besser, Leute wie ich wären sämtlich umgekommen. Wir sind zu dauerhaft. Und wir sind unbequem, weil wir das Denken der Menschen zu verändern suchen.«

»Ich habe so einen gekannt«, sagte sie lebhaft. »Er hatte eine Auffassung von den Dingen und eine Art zu sprechen, daß man unter seinen Einfluß geriet, selbst wenn man dagegen war.«

»Wann ist das gewesen?«

»Kurz nach Kriegsende.«

»Erzählen Sie.«

Witte war ein guter Zuhörer; die Menschen, ihre Gefühle, ihre Reaktionen interessierten ihn.

Sie kam aus einer kleinen Stadt in Thüringen, die Tochter kleiner Leute. Man stellte dort Spielzeug her. Die Stadt lag hoch im Gebirge, von Wäldern umarmt; es gab dort nur diese eine Industrie; die Einwohner arbeiteten in einem halben Dutzend Klitschen oder da-

heim, und die Kinder halfen mit, sobald sie ihre Finger richtig zu bewegen gelernt hatten. Diesen kleinen Leuten wurde erzählt, sie wären vom Schicksal erwählt, die Welt zu beherrschen. Viele von ihnen glaubten es auch – der Gedanke, daß sie etwas Besseres sein sollten, als sie waren, machte ihnen den kleinlichen Alltag erträglicher. Und dann kam die Niederlage.

»Wie alt waren Sie damals?« wollte er wissen.

»Siebzehn«, sagte sie, »aber man kann mit siebzehn schon recht erwachsen sein.«

In dieser kleinen Stadt nun hatte sich ein Wehrmachtslazarett befunden, für Rekonvaleszenten. Die Amerikaner, die als erste die Gegend besetzten, kümmerten sich nicht darum; als aber die Russen das Gebiet übernahmen, übernahmen sie auch das Lazarett und befahlen den Einwohnern, die verwundeten deutschen Soldaten in ihre Häuser aufzunehmen, bis zur Genesung. Im Haus ihrer Eltern wurde ein schon älterer Mann einquartiert, sehr abgemagert, sehr blaß, aber von fiebernder Lebhaftigkeit. Ich sollte längst hinüber sein, erklärte er allen, die es hören wollten, aber Kommunisten sterben nicht so schnell und so leicht.

Anna hielt inne: Witte hatte vorhin Ähnliches gesagt. Dabei glich er dem Soldaten überhaupt nicht; dieser war klein gewesen, mit breiten Backenknochen und niedriger Stirn; nur in der Sprechweise beider Männer lag etwas Verwandtes.

Was ich durchgemacht habe, hätte den meisten gelangt, pflegte der Soldat zu sagen, ließ sich aber im einzelnen nicht darüber aus. Von seinen Ansichten dagegen sprach er häufig und offen. Es war klar, daß er sterben würde, er hustete viel, spuckte Blut und verfiel sichtlich. Aber solange Leben in ihm war, nahm er Anteil an seiner Umwelt und stellte den Leuten Fragen über ihre Arbeit und wie sie sich die Zukunft vorstellten.

»Als ich erfuhr, daß ein Kommunist in meinem Bett schlief, heulte ich vor Wut«, sagte sie.

Sie vermied es, fuhr sie fort, mehr als das Nötigste mit dem Mann zu sprechen. Eines Tages jedoch erlitt er direkt vor dem Haus einen seiner Hustenanfälle. Sie half ihm die Treppe hinauf. Als sie die Tür öffnete zu ihrem Mansardenzimmerchen, das jetzt ihm gehörte, sah

sie, daß er nichts darin verändert hatte; nur gewisse Bilder hingen nicht mehr an der Wand, und auf der Kommode lagen Bücher.

»Was für Bücher?« wollte Witte wissen.

»Er hat mir ein paar davon geborgt, später. Die Titel weiß ich nicht mehr. Ich habe auch nur die Hälfte verstanden, was da gedruckt war.«

»Und was hat er Ihnen gesagt?«

Er wisse, daß es nicht leicht wäre für sie; und hatte hinzugefügt, noch schwerer würde es allerdings sein, hätten die Deutschen den Krieg gewonnen. Das wollte ihr nicht einleuchten, und sie hätte gerne mehr erfahren; aber er war erschöpft von dem Anfall. Er sprach noch mehrmals mit ihr, obwohl sie sich ihm zu verschließen suchte. Er stellte Fragen, durch die er Antworten erzwang, auf die er seine nächsten Fragen gründete. Er trieb sie in die Enge mit seiner Logik und mit Tatsachen, die er ihrem eignen Leben und dem Leben der Menschen in der Stadt entnahm. Es schien ihn zu reizen, die großen Worte zu zerstören, die man ihr beigebracht hatte und die ihr Schutz waren gegen die überall so spürbare Niederlage.

»Am Ende«, schloß sie ein wenig pathetisch, »ließ er mir nichts, an das ich mich halten konnte.«

Witte lächelte. »Aber Sie leben doch ganz fröhlich.«

»Fröhlich?«

Sie waren in einen kleinen Park gelangt, ein Stückchen grüner Rasen, einem Ruinenfeld entrissen, und setzten sich auf eine Bank. Witte schloß die Augen, obwohl die im Dunst untergehende Sonne ihn nicht mehr blendete. Durch die Worte dieser jungen Frau, deren Nähe er spürte, hatte er wieder das Gefühl, daß er Teil einer durch Zeit und Raum reichenden menschlichen Kette war, wie auch der Kranke, der in das kleine Haus in der kleinen Stadt gekommen war und bis zuletzt versucht hatte, die Welt zu verändern.

»Am nächsten Morgen war er tot«, berichtete sie. »Es war Winter, Eisblumen standen am Fenster, alles glitzerte. Er lag ausgestreckt auf seinem Bett, die Hände auf der Brust gefaltet, so als ob schon jemand dagewesen wäre, um ihn herzurichten.«

Sonntag, 14. Juni 1953

12.00 Uhr

sagte Dronke: »Na komm schon, Greta!«

Sie war nicht in Stimmung. Die bunten Kleider um sie herum, die Sonntagsausgehanzüge der Männer, die laute Musik, das Lachen vertieften nur das Gefühl, daß sie allein war.

»Walzer!« sagte Dronke. »Spiel nicht das Mauerblümchen.«

Sie blickte sich um nach Witte. Der saß an einem Tisch in der Nähe des Wassers, den Kragen offen, trank Bier mit ein paar Kollegen und deren Frauen und schien gelöst und heiter.

»Also gut«, sagte sie und ließ sich von Dronke in den Strudel hineinziehen. Dronkes rundes gutmütiges Gesicht, das anderthalb Kopf über ihr schwebte, legte sich in angestrengte Falten, die breiten Schultern ruckten auf und ab, dazu stampfte er mit dem Fuß.

»Trauerst ihm immer noch nach?« fragte er.

Sie wurde sofort reserviert. »Wir sind gute Freunde.«

»Du brauchst einen Vater für deine Kinder.« Dronke stampfte stärker, schwenkte sie herum, daß sie gegen Karlchen Mielich und seine Paula prallte. »Bist doch eine fescbe Frau, Greta, mit allem dran an dir, was ein Mann sich nur wünschen kann.«

Das hatte sie auch geglaubt. Und hatte sich noch dazu bemüht, Witte geistig etwas zu bedeuten, hatte Kurse besucht, Bücher gelesen, sich eingepägt, was er zu den komplizierten Fragen der Weltpolitik und der gesellschaftlichen Entwicklung zu sagen hatte. Bis sie eines Tages das Bild seiner verstorbenen Frau fand, das er in seiner Brieftasche trug, und erschrak: so also mußte man sein, um seinem Wesen zu entsprechen. Ruth war eine zierliche Frau gewesen, mit klugen, etwas traurigen Augen – Lehrerin von Beruf, hatte er auf Fragen hin berichtet, aber die Nazis verboten ihr das, erstens, weil sie Halbjüdin war, und zweitens wegen ihrer Politik.

»Roeder zum Beispiel«, sagte Dronke. »Der liebt dich.«

Laß uns Freunde bleiben, Greta, hatte er gesagt. Ich achte dich sehr, Greta, du bist ein guter Mensch, aber das ist nicht genug, fürs Leben. Da können wir beide nichts dafür, wir haben's schließlich versucht. Und besser jetzt Schluß als in ein paar Monaten, schon wegen der Kinder... Die Musik dröhnte im Ohr, aber sie hörte den Ton noch immer, in dem er gesprochen hatte, ruhig, freundschaftlich, bedauernd.

»Die rechte Seite vom Gesicht«, sagte Dronke, »nun gut, das ist der Krieg. Aber von links! Ich wünschte, ich sähe halb so gut aus wie Roeder von links.«

Das Orchester endete mit einem letzten Aufquietschen der Trompete. Dronke stand schwer atmend still. Greta lachte: »Warum willst du mich verkuppeln? Was ich brauch, verschaff ich mir schon.«

Sie fühlte sich aber nicht so selbstsicher, als sie zwischen den Biertrinkern und Wurstessern an ihren Tischen hinabging zum Seeufer. Vertäut an der Landebrücke lagen die beiden weißen Dampfer, die Titania und die Urania, und dahinter die glitzernde Fläche, über die sie gekommen waren: Arbeiter an einem friedlichen Sommersonntag.

Sie gab sich einen Ruck und wandte sich dem Tisch zu, an dem Witte saß. Der rückte zur Seite, lud sie zum Sitzen ein, schob ihr ein Glas Bier zu. Jemand verteilte Papiermützen; Greta erhielt einen Admiralshut, der ihr aufs Ohr rutschte.

»Stimmt etwas nicht?« fragte sie ihn. »Ich höre, Bangartz soll heute sprechen. Warum nicht du?«

»Arbeitsteilung«, sagte Witte. »Ich gebe die Bons aus fürs Essen, und er hält die Rede.«

Der alte Schreyer von der Reparaturwerkstatt wieherte; Roeder verzog die linke Gesichtshälfte. Plötzlich stellte sich auch Kallmann ein, bieder, rosig von der Sonne, und prostete, daß alle es hörten: »Unser Witte, das ist doch ein Mann, ein richtiger!«

Witte stellte sein Glas hin. »Woher die plötzliche Erkenntnis?«

»Nur so«, sagte Kallmann, »nur so...« Und entfernte sich wieder.

Dr. Rottluff trat an den Tisch, schüttelte Witte betont kollegial

die Hand, begrüßte alle, stellte seine Frau vor. Zwei Stühle wurden gebracht. Man parlierte, über das Wetter, über die Fahrt, und daß man doch sehr gedrängt gesessen hätte, aber besser eng und gemütlich. Frau Rottluff trug ein geblühtes Kleid und weiße Sommerhandschuhe.

Ein Tusch.

»Kollegen und Kolleginnen!« Das war Leonhard Lehnert, Vorsitzender der Abteilungsgewerkschaftsleitung von Halle sieben.

Pappkartons wurden herbeigeschleppt. Wieder setzte die Trompete zum Tusch an.

Lehnert nahm die Papiermütze vom Kopf und strich sich über das silbergraue Haar. »Kollegen und Kolleginnen! Ich begrüße euch im Namen der Betriebsleitung von VEB Merkur und der Partei- und Gewerkschaftsorganisation zu unserm alljährlichen Sommerfest mit Dampferausflug...«

Witte schien die Blicke, die sich auf ihn richteten, nicht zu bemerken.

»...und wünsche euch allen viel Vergnügen bei Speis und Trank und Tanz und Gesang.«

Greta suchte Wittes Hand und drückte sie impulsiv.

»Und jetzt«, verkündete Lehnert, »bevor wir uns dem Unterhaltungsteil zuwenden, ein paar Überraschungen!«

Die Kartons wurden geöffnet; zum Vorschein kamen aufblasbare Ballons, Papptrompeten, hölzerne Klappern, ein ganzes Sortiment von Scherzartikeln. Witte sah schwarz, was Banggartz' Rede betraf. Banggartz kam vom Buffet her, im dunklen Anzug, einen Zettel in der Hand, offensichtlich sein Konzept. Die Verteilung dauerte. Lehnert trat zu Banggartz; sie verhandelten flüsternd; schließlich zuckte Banggartz die Achseln und sah sich nach einem Platz um, wo er sich hinsetzen könnte. Sein Blick fiel auf Dr. Rottluff; doch dann bemerkte er Witte, wandte sich ab und nahm Zuflucht bei der Jugend, die, im Blauhemd, soeben heranzog, um unter Panowskys Leitung das Sommerfest durch gesangliche Darbietungen zu verschönern. Zusammen mit den jungen Leuten kehrte Banggartz zurück zur Tanzfläche, trug selbst ein paar Stühle beiseite, sah beifällig zu, wie die Sänger je nach Stimmhöhe Aufstellung nahmen, und ermutigte Panowsky durch einen Schlag auf die Schulter.

Witte war jede Art von organisiertem Singen zuwider; auch kannte er die Lieder aus einer Zeit, wo sie einen anderen Symbolwert hatten und anders wirkten. Dr. Rottluff applaudierte laut; seine Frau entnahm ihrer Handtasche ein Tüchlein und betupfte sich damit die Oberlippe.

»Also ich«, sagte der große Klaus, »liebe Gesang. Aber ich liebe Gesang, der dem Menschen ans Herz greift.«

»Gesang«, kam das Echo von seinem Namensvetter, dem kleinen Klaus, »ist eine Sache, Politik eine andere. Jedes an seinem Platz.«

»Es gibt kein unpolitisches Lied«, sagte Witte.

Frau Rottluff lächelte fein. »Eine Mutter, die ihr Kind in den Schlaf singt – was ist daran politisch?«

»Die Bombe, die auf Mutter und Kind fällt«, sagte Greta. »Oder auf ihren Mann.«

»Ja so –«, sagte Frau Rottluff, »natürlich.«

Vom Nachbartisch her rief Karlchen Mielich: »Ich weiß ein Lied, da ist garantiert nichts Politisches dran« – und intonierte, Paula Priest um die Hüfte greifend:

»Bier her, Bier her!

Oder ich fall um...«

Zischen und Ruhe-Rufen halfen nicht lange. Witte litt für Panowsky, der sich da abmühte mit seinen Sängern; er selber hatte Panowsky dazu gewonnen, in der Jugendorganisation zu arbeiten. Panowsky war im zweiten Teil seines Programms von den alten Kampfliedern zu neuen übergegangen, gedichtet und komponiert von namhaften Künstlern der Republik. Allmählich ertrank der Chorgesang in Gesprächen und Gelächter.

Witte hoffte, Bangartz werde danach auf seine Rede verzichten. Bangartz war nicht zu sehen. Dr. Rottluff und seine Frau verabschiedeten sich: er wolle sich noch umtun; eine solche Gelegenheit, menschliche Kontakte zu pflegen, biete sich nur selten. Auch Witte empfand die innere Unruhe, die Dr. Rottluff forttrieb; dabei war er noch nie von so vielen so herzlich begrüßt worden wie heute, sogar von Leuten, an deren freundschaftlichen Gefühlen zu zweifeln er Gründe hatte. So ließ er denn Greta in der Gesellschaft Roeders und der andern am Tisch zurück und ging gleichfalls.

Dronke winkte ihm, lud ihn zu sich. Dronke war echt, alle zweihundert Pfund, davon das meiste Muskel und enorme Knochen. Dronke gegenüber saß Kallmann, grünte freundlich und sagte lauter als notwendig zu seiner Frau: »Kuck mal, Dora, da ist der Kollege Witte, von dem ich dir erzählt hab, ja, wenn sie alle so wären wie der.« Witte wußte, Kallmann genoß Ansehen unter den Arbeitern, ein zuverlässiger Kollege, im Betrieb seit zwanzig Jahren, gute Zeiten und schlechte.

Witte setzte sich auf den freien Stuhl neben Frau Kallmann.

Dronke, mit großer Armbewegung, rief der Kellnerin zu: »Bier und einen Klaren, für die ganze Runde!«

»Sieh mal einer den Dronke« – eine Stimme vom Tischende her, beinahe krähend – »hast wohl überflüssiges Geld, auch bei den neuen Normen noch?«

Das war doch der Wiesener, dachte Witte, Maschinenschlosser, früher hatte er mal eine Werkstatt besessen, irgendwo im Polnischen.

»Wiesener«, sagte Dronke, »ich werde immer genug verdienen, um meinen Freunden eine Runde zu spendieren.«

»Das kommt, weil er in der Partei ist«, sagte einer, der hieß Csisek.

»Wieso?« wollte Witte wissen. »Wird er deshalb besser bezahlt?«

»Das nicht«, gab Csisek zu. »Aber es hilft eben doch.«

»Keine Politik!« mahnte Kallmann. »Heute ist Sonntag und außerdem Sommerfest.«

»Und was meinst du dazu, Kollege?«

Das war an den Mann schräg gegenüber gerichtet, der ihn amüsiert, aber auch abwägend beobachtet hatte. Gadebusch, Fred, erinnerte sich Witte; ein stiller Mensch, sorgfältig und korrekt, hieß es; Junggeselle.

»Ich?« sagte Gadebusch. »Was soll ich dazu meinen?«

Aber Csisek hatte nun das Bedürfnis, sich zu rechtfertigen. »Immer muß man sein Wort auf die Goldwaage legen«, klagte er. »Hab ich was dagegen, wenn einer in der Partei ist? Für mich ist der Mensch Mensch, wir haben alle nur ein Leben, warum sich's unnötig schwermachen?«

»Na denn prost!« sagte Dronke, da die Getränke gekommen waren.

»Prost!« antwortete vom andern Tischende her der Dreher Bartel, schüttete sich seinen Korn in den Rachen und biß in seine Bockwurst, daß der Saft spritzte. Dann, mit dem Rest der Wurst gestikulierend, verkündete er: »Was man im Bauche hat, kann einem keiner wegnehmen.«

»Das ist die Wahrheit!« bestätigte der einäugige Pietrzuch, den Widerschein der Sonne in seinem Glasauge. »Mensch ist Mensch und Bauch ist Bauch, da kann niemand ran mit irgendwelchen Normerhöhungen.«

Wieder waren sie beim Thema, und wieder entglitt es Witte.

»Mensch ist Mensch!« rief der Dreher Bartel begeistert. »Und keiner ist mehr als der andere. Das sagt ja auch die Partei. Ich zum Beispiel bin Sportler gewesen, 1936 haben sie über mich in der Zeitung geschrieben, Olympiadematerial wäre ich; aber dann habe ich meinen Bruch gekriegt, und aus war's.« Er kicherte vor sich hin. »Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen...«

Csisek erhob sich. »Was redest du da! Unser Kollege Witte, der kennt deine Weisheiten längst. Der weiß überhaupt Bescheid, und er macht sich Sorge um die Menschen, weil er nämlich ein Herz hat für was uns bedrückt. Stimmt doch, Kollege Witte, oder?«

Witte war unbehaglich zumute. Wieder die plötzlichen Freunde, und so demonstrativ! War etwas nach außen gedrungen von seiner Auseinandersetzung mit Banggartz?

Er wandte sich an seine Nachbarin, die, sichtlich verschüchtert, die ganze Zeit über geschwiegen hatte. »Das ist aber schön, Frau Kallmann, daß Ihr Mann Sie mitgebracht hat. Das machen nicht alle Männer!«

»Beinahe wäre ich ja auch nicht gekommen...« Hastig fügte sie hinzu: »Es ist wegen dem Jungen. Der ist so – so unselbständig.«

»Der Junge?« Frau Kallmann, Gesicht und Figur nach zu urteilen, mußte an die sechzig sein. »Wie alt ist denn der Junge?«

»Fünfunddreißig.«

Kallmann fuhr dazwischen. »Das sind unsre Sorgen, Dora. Damit belästige den Kollegen Witte mal nicht, der hat auch sein Päckchen zu tragen –«

Tusch.

Da haben wir Schränke voll Kaderakten, dachte Witte, und wie wenig wissen wir.

Tusch. Lehnert erteilte Banggartz das Wort. Banggartz ließ den Blick von Tisch zu Tisch schweifen, zog seine Notizen aus der Tasche, begann schließlich, obwohl noch geredet und gelacht wurde. Die Stimme trug, stellte Witte fest; Banggartz war einst Seemann gewesen und hatte gelernt, in den Wind zu rufen.

Banggartz sprach von den Schönheiten der Natur, in welche sie der Betriebsausflug geführt hatte, und kam von diesen auf die allgemeinen sozialen Errungenschaften, die das Ergebnis der dauernden Sorge um den Menschen seitens Partei und Regierung und ein wesentlicher Bestandteil sozialistischer Politik waren. Eine solche Politik wiederum war nur möglich dank der Freundschaft der großen Sowjetunion, mit deren Hilfe auch die Wiedervereinigung Deutschlands unter sozialistischem Vorzeichen zustande kommen würde; wie verfault das kapitalistische System war, sah man besonders in Amerika, wo die herrschende Klasse dabei war, zwei unschuldige Menschen, die Rosenbergs, auf den elektrischen Stuhl zu schicken. Bei uns dagegen war der neue Kurs verkündet worden, der auf wichtigen Gebieten große Erleichterungen bringen und ein noch schnelleres Ansteigen des Lebensstandards der Werktätigen zur Folge haben würde, wofür eine der Voraussetzungen allerdings die Erhöhung der Normen war, die jetzt in Kraft trat.

Stille, plötzlich.

Banggartz blickte auf von seinem Zettel. Das Schweigen, unterbrochen nur von dem leisen Klirren der Biergläser, die irgendwo gewaschen wurden, war schlimmer als die Lärmkulisse, gegen die er angekämpft hatte. Er suchte nach Worten.

Er wußte, sie standen auf seinem Zettel, sorgfältig ausgewählte, hundertfach als richtig erwiesene, stichhaltige Worte; er brauchte nur nachzulesen. Er sah Witte, winzig, wie durch ein umgekehrtes Fernrohr. Witte saß da und fischte etwas aus seinem Bierglas, eine Fliege wohl. Ein Gefühl des Zorns stieg auf in Banggartz und drückte ihm von innen her gegen den Schädel.

In diesem Augenblick segelte ein Ballon, prall aufgeblasen, durch

die Luft, schwankte im Zickzack und hauchte, ein obszönes Geräusch produzierend, sein Leben aus.

Kichern und Prusten. »Karlchen«, kreischte Paula Priest, »hach, Karlchen, hör bloß auf.«

Ein zweiter Ballon schwirrte hoch, dann mehrere. Banggartz' Stimme war plötzlich schrill: »Ich muß doch sehr bitten, Genossen und Kollegen, ja?«

O Gott, dachte Witte – warum fängt er das nicht mit einem Witz auf, warum kann er nicht lachen, jetzt hat er alle gegen sich.

Langsam, widerwillig, ließ das Gelächter nach. Banggartz spürte den Zettel zwischen seinen Fingern, aber der bot auch keine Garantie mehr. »Ich wollte sowieso Schluß machen«, sagte er heiser.

Beifall schlug ihm entgegen.

Er lächelte verwirrt. Zu spät merkte er, daß das Klatschen nicht ihm galt, sondern Mosigkeit. Willy Mosigkeit, der Komiker des Betriebs, Mittelpunkt und Seele aller Kulturprogramme, kam trotz seines Fetts mit geradezu elegant wirkender Beweglichkeit angehüpft, das Handwerkszeug seiner Zauberkunst überm Arm. Bevor Banggartz zurücktreten konnte, hatte Mosigkeit ihm ein schwarzweißes Kaninchen unter der Jacke hervorgeholt.

Bravorufe.

»Willst mich wohl lächerlich machen!« fauchte Banggartz.

Mosigkeit hielt das zappelnde Tier in die Höhe. »Sei mir lieber dankbar«, sagte er zu Banggartz, »daß ich dir aus der Patsche geholfen hab.«

*Aus einer Erklärung von Jakob Kaiser,
Bundesminister für Innerdeutsche Fragen,
vom 24. März 1952*

... Es liegt durchaus im Bereich der Möglichkeit, daß der Tag X rascher kommt, als Skeptiker zu hoffen wagen. Es ist unsere Aufgabe, für die Probleme bestmöglich vorbereitet zu sein. Der Generalstabsplan ist so gut wie fertig...

Sonntag, 14. Juni 1953

16.00 Uhr

kehrte Heinz Hofer, Ehegatte der Anna Hofer, nach Ost-Berlin zurück und betrat die Wohnung seiner Mutter, der Witwe Hofer. Anna war zu der Zeit abwesend. Die Begrüßung von Mutter und Sohn war tränenreich von ihrer, äußerlich herzlich von seiner Seite. Im Wohnzimmer dann servierte die Witwe französischen Kognak, den er mitgebracht, und Zigarren, die sie für eine solche Gelegenheit aufgehoben hatte, sowie Schokoladenplätzchen. Hofer versicherte ihr, es sei ihm, wie sie selbst sehen könne, im Westen nicht schlecht ergangen; er habe drüben vom ersten Tag an gut verdient; man wisse dort tüchtige Leute zu schätzen; auch reise er viel. Weshalb er viel reise und durch welche Arbeit er sein Geld verdiene, erklärte er nicht; auch befragte die Mutter ihn dieserhalb nicht, sondern erging sich in Klagen: über Anna; über den Untermieter, einen Kommunisten, mit dem Anna übrigens gestern ausgegangen wäre; über die Behörden, die einen des Rechts auf die eigene Wohnung beraubten und dem Menschen, wenn sie nur könnten, die Bissen im Mund nachzählen würden. Dann sprach sie von ihren Befürchtungen mit Bezug auf die Rückkehr ihres Sohnes; die Behörden erführen so manches; hätten sie nicht auch in Erfahrung gebracht, daß Annas seliger Onkel nach der Kristallnacht seinerzeit die Thüringer Puppenfabrik, in welche Heinz Hofer eingeheiratet, einem Juden abgenommen hatte, was dann unter dem SED-Regime zur Verstaatlichung der Fabrik und allerhand Unannehmlichkeiten führte. Man sei damals verraten worden an die Behörde, erwiderte Sohn Hofer; was aber gäbe es diesmal zu verraten; die übertriebene Besorgnis seiner Mutter erkläre sich aus der Tatsache, daß sie viel zu lange schon unter östlichen Bedingungen lebe. Sie wiederum betonte, auch sie hätte sich längst nach dem Westen begeben, wenn sie nur sicher wäre, daß

der Tod ihres Mannes, welcher als SS-Offizier während des Krieges in Amsterdam unter mysteriösen Umständen umgekommen, in der Bundesrepublik als ausreichend zur Zahlung einer angemessenen Rente sowie Entschädigung anerkannt werden würde. Heinz weigerte sich ja leider, sie zu sich zu holen, immer nur vertröste er sie auf später.

Darauf der SOHN: Was würdest du sagen, wenn du in etwa einer Woche die ganze Wohnung für dich hättest?

WITWE: Und wohin mit Anna?

SOHN: Die junge Frau Hofer und ich, wir nehmen uns ein Haus. Eine Villa. Eine Bonzenvilla. Und für den Untermieter findet sich ein Laternenpfahl. Für alle dieser Couleur.

WITWE: Aber bis es soweit ist, trägst *du* den Hals in der Schlinge.

SOHN: Was willst du, so weiterleben wie jetzt? Glaubst du, mir macht mein Job Spaß? Immer auf dem Sprung, klein-klein, das, jenes. Aber das wird bald vorbei sein und erledigt. Außerdem habe ich Pläne. Was meinst du, wird man Geschäfte machen können, sobald sich das hier ändert!

Weniger der Gedanke an die geschäftlichen Möglichkeiten des Sohnes als an das Ende ihrer Widerwärtigkeiten, wozu der Untermieter gehörte, ferner Herr Thiel aus der Mansardenwohnung, der, obwohl blind, sich in alles einmischte, die Dame vom Wohnungsamt, der Kerl, der am 1. Mai bei ihr geklingelt und das Heraushängen einer Fahne gefordert hatte, usw., erzeugte im Herzen der Witwe eine Anwandlung mütterlicher Zärtlichkeit. Sie erhob sich, um ihrem Sohn das Haar zu streicheln.

SOHN: Nur wenige Tage, glaub mir, dann kracht es in Ost-Berlin und der Zone. Inzwischen werd ich dich öfters besuchen kommen, bleib vielleicht auch mal die Nacht.

Auf diese Ankündigung hin verflüchtigte sich der zärtliche Impuls; die Angst kehrte zurück.

SOHN: Ich habe mehrere Adressen. Aber die Wohnung liegt günstig und hat den Vorteil, daß ich bei der eigenen Frau ins Bett hüpfen kann.

WITWE: Hier werden sie dich doch zuerst suchen.

SOHN: Du möchtest wohl nicht, daß ich bleibe?

WITWE: Du kannst immer weglaufen. Aber ich bin eine alte Frau.

SOHN: Ich brauche diese Wohnung, und ich werde sie benutzen. Und hier im Haus wirst du allen gegenüber tun, als ob du dich freust, daß ich wieder da bin.

WITWE: Ich freu mich ja auch.

SOHN: Ich weiß, ich weiß.

WITWE: Aber der Untermieter? Und Anna? Sicher treibt sie's mit ihm. Ich habe ihr nie getraut.

SOHN: Hast du dem Untermieter was über mich erzählt?

WITWE: Nie! Wie käme ich dazu.

SOHN: Von Anna kann er höchstens erfahren haben, daß ich lange drüben war, das ist nicht verboten. Überhaupt, Anna überlaß mir, die kippt flach auf den Rücken, sobald sie mich sieht, und hat nur einen Gedanken im Kopf. Lehr du mich die Weiber kennen...